

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Teipel, Jürgen
Mehr als laut

DJs erzählen

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4482
978-3-518-46482-3

SV

JÜRGEN TEIPEL
MEHR ALS LAUT

DJs erzählen

Suhrkamp

Umschlagfoto: © Wolfgang Tillmans, Love (Ausschnitt), 1989.
Courtesy Galerie Buchholz, Berlin/Köln

Für Winfried Hörning

Erste Auflage 2013

suhrkamp taschenbuch 4482

© Suhrkamp Verlag Berlin 2013

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teile des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Umschlag: Tom Ising, HERBURG WEILAND

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46482-3

Inhalt

SOFAGESPRÄCHE.

Vorwort 9

WHO CARES ABOUT FUCKING TOMORROW?

Die Anfänge 15

MIT DEN KOPFHÖRERN MITTEN IM SOUND.

Schlüsselerlebnisse 36

JEDER MENSCH HAT SEINE EIGENE MUSIK.

Rollen 47

DAS ABENTEUER DES EIGENEN LEBENS.

Zuneigung 60

MUSIK IST FÜR ALLES GUT.

Gemeinschaftliches Erleben 74

AUF DEN VERSTUNKENSTEN KLOS.

Alkohol und Drogen 98

WENN MAN ANGST VOR DEM TOD HAT, MACHT DAS LEBEN KEINEN SPASS.

Rund um die Welt 107

EIN EIGENER KOSMOS – MIT EINEM HAUS DRUM RUM.

Panorama Bar 128

STRASSEN AUS LICHT.

Mexiko 134

WIE STROM DURCH DIE ADERN.

Party! 153

DJ-JETSETTING.

Geld und Erfolg 172

RENAISSANCE DER TRÄUME.

Realität und Utopien 182

DAS GANZE LEBEN LANG ZU ALT UND HÄSSLICH.

Leben und Tod 196

THE DJ IS STILL ALIVE.

Fast zehn Jahre später 207

Personen **232**

Begriffe **234**

MEHR ALS LAUT

SOFAGESPRÄCHE

Eine Lesung in Karlsruhe. Etwa Ende 2002. Eine Fabrikhalle im ersten Stock. Ich erinnere mich an große, eckige, weiße Säulen, mitten im Raum. Hier muss einmal etwas extrem Schweres gestanden haben. Inzwischen ist so etwas klassisches Punk-, aber auch Techno-Ambiente. Letzteres war mir zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht klar.

Nach der Lesung legt Acid Maria auf, die ich nur dem Namen nach kenne. Sie hatte, von meinem Gefühl her, die ganzen neunziger Jahre über in Regensburg aufgelegt, meiner alten Heimat. Ich hatte ihre Plakate gesehen, alle möglichen Vermutungen über ihren Namen angestellt, war aber nie auf eine der Partys gegangen, weil ich damals auf alles Mögliche stand – nur nicht auf Techno!

Da ich mich Ende der Neunziger doch noch damit angefreundet hatte, gibt es mit Acid Maria an dem Abend erst recht kein Fremdeln. Ich stehe lange mit ihr am DJ-Pult. Wir sprechen, so scheint es, die gleiche Sprache. Nicht nur, dass der eine oder die andere hin und wieder spaßeshalber bayrische Ausdrücke einstreut – sie stammt aus München –, wir sind uns einfach über vieles einig. Über was auch immer. Die Dinge, auf die es ankommt. Ohne allzu viel davon aus- oder ansprechen zu müssen.

Kurze Zeit später: eine weitere Lesung. Ebenfalls im Südwesten Deutschlands. In Mannheim. Veranstalter ist ein umgänglicher Mann meines Alters – der das Ganze mit einer richtig langen Clubnacht verbindet (wobei ich um eins oder zwei schon schlapp mache). Sein Name ist Dirk Mantei, und ich habe keine Ahnung, dass er mal das legendäre *milk!* geführt hat – wodurch er zum Technopapa, weit über Mannheim hinaus, geworden war.

Durch beide Begegnungen kommt mir eine Idee, was ich, nach meinem Punkseller *Verschwende Deine Jugend*, als Nächstes schreiben könnte. Ich hatte alle möglichen Anfragen, alle möglichen Gespräche mit Leuten zu überstehen, die ganz genau wussten, wie es für mich, nach so einem Erfolg, ganz einfach weitergehen *musste*. Zum Beispiel: *Verschwende Deine Jugend – Teil Zwei*. Oder ein Buch über die regionale Nachfolgebewegung »Hamburger Schule«. Oder eines über diesen und jenen ganz großen Punkimpressario. Aber: Mich interessierte das alles wenig. Ich hatte mit dem Thema meine Erfahrungen gemacht. Sowohl als junger Punk, Ende der Siebziger/Anfang der Achtziger, als nun auch als Punkchronist. Mir gab das nicht mehr viel.

Jetzt also Techno. Die Idee: Ein Roman über einen blutjungen Typen, der nächtelang Platten auflegt (wozu ich Bezug hatte – ich hatte Anfang der Achtziger in Regensburg in einer »Disco« aufgelegt, wie man das damals nannte) und der ansonsten viel durch die Gegend kurvt, eigentlich gar nicht so richtig weiß, wo's langgeht, aber der gerade dadurch offen ist für das, was ihm entgegenkommt: die Schönheit der Musik und die Gunst der Umstände.

Das Tolle war, dass all die DJs, die ich zuerst für die Idee zu begeistern suchte und die ich um Unterstützung bat, ganz angetan davon waren. Ich merkte erst mit der Zeit, dass fast alle *Verschwende Deine Jugend* gelesen hatten und dadurch ein gewisser Vertrauensvorschuss da war.

Es entspannen sich Sofagespräche. Wohnzimmergespräche. Gespräche in ganz und gar lockeren Zusammenhängen. Man erzählte mir, wie das so ist, mit einem komplett umgedrehten Alltagsleben, vom Schlafen am Tag und Wachsein in der Nacht, vom vielen Herumfahren beziehungsweise sogar *Herumfliegen*. Ich war fasziniert von den kleinen Bemerkungen, die Acid Maria zwischendurch einstreute. Anki, wie ich sie inzwischen nannte, berichtete mir beispielsweise von dem Trick, immer *mit* der Sonne um die Welt zu fliegen, weil man so noch öfter auflegen könne.

Besonders angetan war ich aber von der Atmosphäre der Gespräche. Von der entspannten Art der Leute. Zur Entspannung der Situation trug sicherlich auch bei, dass ich, was die Auswahl meiner Gesprächspartner betraf, nicht die bekanntesten DJs gesucht hatte, sondern einfach eins zum andern kommen ließ.

Anki machte mich mit Kristian Beyer von der *Plattentische* bekannt – einem Plattenladen in Karlsruhe. Auf einmal war ich ganz oft in der Stadt. Es entwickelten sich Rituale wie besagte Sofagespräche. Das heißt, Anki auf dem Sofa. Ich, über Eck, auf dem ebenso tiefen Sessel. Tagelang. Hin und wieder unterbrochen von fürsorglichen Einschüben Ankis wie: »Magst noch a Butterbrezn?«

Die Gespräche fanden in einem viel freundlicheren, netteren Rahmen statt als ein paar Jahre zuvor jene für *Verschwendete Deine Jugend*. Ich hatte das Gefühl: Hier ist eine Generation, die nicht so abgestürzt ist – die sich's zwar ebenfalls ordentlich gegeben hat, aber die trotzdem noch etwas Positives in sich trägt als die Punks. Und deshalb erschien mir diese Generation auch, im Gegensatz zu den Punks, überlebensfähig (ohne erstmal durch die Mega-Lebenskrisen hindurch zu müssen).

Es war einfach schön, DJ Koze über Musik sprechen zu hören. Es war witzig, Geschichten von ihm erzählt zu kriegen – zum Beispiel über seine Eltern, die ausgerechnet jenen seiner Auftritte miterleben mussten, bei dem er sich am meisten zum Deppen gemacht hatte.

Erstaunlich oft war von Mexiko die Rede. Bei Hans Nieswandt, Anki – und DJ Hell. An einem tristen Wintertag, an dem ich mit Hell in einem Café am Gärtnerplatz in München saß, meinte er: »Ich habe da diese Einladung zu diesem Festival in Mexico City (von dem mir die drei nun schon so lange begeistert erzählt hatten), aber ich kann leider nicht hingefahren. Keine Zeit.«

Es bedurfte kaum eines Blickes aus dem Fenster, um zu sagen: »Dann fahre ich!«

Dort traf ich gleich, völlig ungeplant, Mark Reeder – der eigentlich aus Manchester stammt, den ich aber aus Berliner Punkzeiten zumindest vom Sehen her kannte und der wiederum *Verschwende Deine Jugend* gelesen hatte. Er war inzwischen im Techno mindestens genauso legendär wie im Punk.

Ich traf seinen Freund Corvin Dalek aus Budapest, der mir ungeahnte Einblicke eröffnete, in die Spiritualität der Mexikaner oder überhaupt der Lateinamerikaner. Der Roman nahm dadurch noch mal eine völlig andere Wendung, so dass von den tollen Gesprächen mit all den DJs, die ich über zwei Jahre hinweg geführt hatte, darin so gut wie nichts mehr enthalten ist.

Als ich Anki deshalb von meinen Überlegungen erzählte, parallel zum Roman noch ein Buch mit eben diesen Geschichten zu schreiben, war sie erschrocken. Zu privat waren die Gespräche gewesen. Viel zu vertraulich.

Ich sah das ein und legte das Projekt auf Eis. Etwa fünf Jahre später, im Frühjahr 2011, sprach ich auf einer Geburtstagsparty mit Torsten Goffin, einem ehemaligen Fotografen der Zeitschrift *Spex*, darüber – und merkte einmal mehr, was auf meinen technisch inzwischen antiquierten MiniDiscs so alles schlummerte. Ich beschloss, doch noch mal bei den Leuten »von damals« anzuklopfen. Und siehe da: Offenbar war nun genügend Zeit ins Land gegangen. Auf einmal hatte kaum jemand mehr Einwände.

Was dann folgte, war die durch und durch angenehme Aufgabe, aus der Vielzahl der Gespräche das Beste herauszufiltern. Das Bezeichnende. Manches musste ich natürlich rauslassen. Entweder weil es immer noch »rechtsrelevant« gewesen wäre, wie es im juristischen Jargon so schön heißt. Oder weil es dann doch zu privat gewesen wäre. Aber ich glaube, gerade durch den fehlenden Anspruch, die Geschichte einer Generation erzählen zu wollen, ist, zumindest im Ansatz und wie nebenbei, genau so etwas entstanden – aller-

dings auf eine sehr persönliche, fast intime Art. Etwas Lebendiges. Etwas nicht in übergroßer Ambition Erstarrtes.

Unglaublich dankbar bin ich vor allem Anki für unsere wunderbaren, magischen Sofagespräche. Leider weiß man erst oft hinterher, dass man etwas Einzigartiges, Unwiederholbares erlebt hat. Gleiches gilt für Caro Hervé – Miss Kit-tin. Was sie mir in unseren beiden langen Gesprächen an Ein-drücken und tiefen Einsichten über ihr Privatleben gewährt hat, war mir immer wieder Anlass zur Freude. Besonders dankbar bin ich auch Hell, nicht nur für den Anstoß, nach Mexiko zu fahren, sondern auch für seine Hilfe, als es mit dem ganzen Buchprojekt einmal gar nicht mehr weiterzuge-hen schien.

Danken möchte ich – allein schon für das mir entgegenge-brachte Vertrauen – natürlich auch allen anderen: Hans Nies-wandt, Dirk Mantei, Corvin Dalek, Markus Güntner, Helena Lingor, Bianca Girbinger und Kristian Beyer, Richie Hawtin, Mark Reeder, »Pete« Kersten, Michael Mayer, Andi Teich-mann, Rainer Trüby und Mathias Schaffhäuser. Nicht zu ver-gessen Pacou. Inga Humpe.

Dank auch an Wolfgang Tillmans für das schöne Um-schlagbild – vor allem für die unkomplizierte, nette Art, in der »alles« ablief. Dank schließlich an Suzana Gostimirovic für die Freundlichkeit, mit der sie, über zehn Jahre hinweg, immer wieder die Schaltstation zwischen mir und Caro spiel-te – sowie an Thomas Nau für dasselbe, wenn auch nicht über einen ganz so langen Zeitraum, was Richie Hawtin be-trifft.

Jürgen Teipel
München, im Juli 2013

WHO CARES ABOUT FUCKING TOMORROW?

Die Anfänge

DIRK MANTEI Ich weiß nicht, ob diese prinzipielle Nachtarbeit bei mir genetisch ist, aber mein Vater hat auch schon immer nachts gearbeitet. Nachts war immer Aktivität. Wir haben ja über der Backstube gewohnt. Und wenn ich als Kind nachts aufgewacht und aufs Klo gegangen bin, habe ich immer gehört, dass da unten unheimlich viel gegangen ist. Da war wirklich Leben, mitten in der Nacht. Nicht nur Dunkelheit und Schweigen.

Ich habe dann die Schule abgebrochen und bei meinen Eltern eine Bäckerlehre angefangen. Eigentlich hatte ich schon vorher gewusst, dass ich irgendwas mit Musik machen will. Aber rückblickend bin ich froh, dass ich diese Lehre durchgezogen habe. Weil, ich habe meinen Vater dadurch echt nochmal mit anderen Augen gesehen. Wirklich *maximum respect!* Allein dieser handwerkliche Prozess. Auch diese Hingabe. Mein Vater ist da komplett eingetaucht. Der ist bei jeder Bäckerei vor dem Schaufenster rumgegangen und hat sich Testexemplare gekauft.

Wir waren vor allem auf Französisch spezialisiert. Das ist auch handwerklich am interessantesten. Du kannst ja mit einem einzigen Teig verschiedene Geschmäcker erzeugen. Allein dadurch, dass du ihn anders formst oder aufbereitest. Wenn du ein Baguette machst, eine normale *Flûte* – sehr lang, sehr dünn –, hast du mehr Kruste und damit auch mehr Geschmack, weil die meisten Geschmacksstoffe ja in der Kruste entstehen. Und eine ringförmige *Couronne* schmeckt wieder ganz anders. Da sind die Franzosen top. Aber du musst mit diesem Beruf genauso *in love* sein wie mit dem Auflegen. Von

den 24 Leuten, mit denen ich meine Prüfung abgelegt habe, haben 22 aufgehört. Wenn du ein guter Bäcker sein willst, dann ist das extrem viel Handarbeit. Ein extrem mühseliges Geschäft. Weil, erst das erzeugt Qualität. Während meiner Lehrzeit kamen immer die Nachtschwärmer hinten in die Bäckerei rein. Die kaufen bei dir Brötchen. Und du musst da stehen. Im Sommer bei 40 Grad. Und im Winter mit Lungenentzündung, weil, wenn du rausgehst ...! Ich habe dann einfach festgestellt, dass ich das nicht machen mag.

Auf alle Fälle gab es in Mannheim – Mitte der Achtziger – eine Disco, die hieß *Logic*. Da gab es – nach Punk – so einen kleinen *slot*, wo elektronische Musik gespielt wurde – erste mixbare Ansätze. Und so habe ich dann auch auf Partys ge-deejayed. Also nicht Disco-Classic-mäßig. Sondern Italo-Disco und so Sachen. Also schon: *beats, straight ...*

MICHAEL MAYER Ich war mit 14 oder 15 Jahren mal in einer Jugendlounge – so von 19 bis 22 Uhr – und habe da zum ersten Mal jemanden mixen sehen. Das muss 84 oder 85 gewesen sein. Damals waren DJs ja noch keine Popstars. Das waren eher verkrachte Existenzen – Außenseiter, Steppenwölfe –, die nachts arbeiten und vielleicht ein Alkohol- oder Drogenproblem hatten. Einfach irgendwelche Typen, die ein *sound system* und ne Plattensammlung besaßen und von *Abba* bis *Zappa* alles auflegten. Es gab aber auch ein paar wenige, die eher nen Discoschwerpunkt hatten und auch schon mal gemixt haben. Italo-Disco. Oder mal ne *Petshop Boys-Maxi*. Als ich das gesehen habe, dachte ich nur: »Wow! Das ist genau das, was ich machen will.«

Ab diesem Zeitpunkt habe ich nur noch darauf hingearbeitet, zwei Technics-Plattenspieler zu kriegen. Und das Mixen zu lernen. Und eine kleine Lichtanlage zu kaufen, um selbst Partys zu veranstalten. Das ging los mit Schulpartys und Partys bei Freunden. Was man an so nem Abend eingenommen hat, wurde gleich wieder investiert: das Zeug teilweise gebraucht gekauft oder selbst gebastelt, ganz egal – Hauptsache, es wird ne Disco draus.

DJ HELL Ich habe in den Achtzigern hier in München einmal die Woche im *Café Größenwahn* gespielt. Damals war ich einfach nur ein kleiner DJ von außerhalb, der in München Fuß gefasst hatte. Aber schon allein das war für mich ein Riesenerfolg. Das war das Ultimative. Trotzdem – wenn ich am Ende der Woche 20 Mark übrig hatte, dann war das schon viel. Ich habe damals bei einer Computerfirma gearbeitet. Das war nur so ein *low key job*. Ich wollte eigentlich gar nicht arbeiten. Ich wollte nur nen Job, damit ich neben dem Auflegen ein bisschen was verdiene, damit ich mein Essen und meine Miete zahlen kann. Das war echt ganz oft die große Entscheidung: Platten kaufen oder Essen kaufen? Und meistens habe ich eben Platten gekauft. Ich musste ja jeden Mittwoch wieder die neuesten Sachen spielen. Und Platten klauen – das wollte ich nicht. Das wäre das Schlimmste überhaupt gewesen. Weil ich die Leute in den Plattenläden natürlich alle kannte. Das waren ja Freunde. Eine Zeitlang habe ich sozusagen Essen geklaut. Das heißt, es war eigentlich nicht richtig geklaut – ich hatte halt damals ein Zimmer auf dem Land, weil ich dort eine Freundin hatte. Das war so eine Art Caféclub, mit oben ein paar Zimmern. Unten war die Küche. Und ich wusste, wie ich die Tür aufkriege, um nachts in die Küche zu kommen. Da habe ich mir dann die Reste geholt. Ich weiß nicht, ob das jemals aufgefallen ist. Aber ich wurde nie erwischt.

Und in dieser Zeit bin ich halt millionenfach gependelt. Habe teilweise für fünf Mark getankt. Weil einfach nicht mehr da war. Volltanken, so wie jetzt, das hat's nicht gegeben. Das ist für mich fast ein Erfolgskriterium. Ich kann mein Auto volltanken. Bis es richtig voll ist.

MICHAEL MAYER Meinen ersten richtigen DJ-Job hatte ich mit 18. Das war in ner Diskothek bei Baden-Baden, auf dem Land. Samstagabends. Da passten 1000 Leute rein. Aber das ging für mich irgendwann überhaupt nicht mehr. Da kam diese ganze tolle neue Musik: Hip-Hop, Techno, House. Und

ich habe mir dann nicht mehr erlaubt, mich für Großraumdisco-kompatible Musik zu interessieren.

DIRK MANTEI Der eigentliche Anstoß für mich war dann, dass ich zur richtigen Zeit – also Ende der Achtziger – in London war. Ahnungslos. Und da stand ja Acid House schon in voller Blüte. Ich bin dort ins *Heaven, under the arches* reingeklettert und habe so ein richtiges DJ-Set gehört. Keine Ahnung von wem.

INGA HUMPE Ich hatte mein erstes Raveerlebnis in London. Mit KLF. Das war ungefähr 1988. Da wurde über einen kleinen Radiosender die Stelle durchgegeben, wo der Rave stattfinden sollte. Wir sind da hin – und KLF sind mit einem Van gekommen und haben da gespielt. Aber nach kurzer Zeit kamen schon ein paar hundert Polizisten und haben das gestoppt. Insofern war das durchaus eine hochpolitische Bewegung. Die ist in England ja auch erfolgreich niedergeschlagen worden. Im Gegensatz zu Berlin. Als die Mauer fiel und die elektronische Musik, die ja aus der Ravegeschichte kam, sich dadurch derart weiterentwickeln konnte – das war ja in Berlin alles nur deshalb möglich, weil die Stadt sowieso nicht kontrollierbar war und alle Clubs sowieso illegal waren.

DIRK MANTEI Als ich aus London zurückkam, habe ich hier in Heidelberg gleich ne Acid-Houseparty in nem Club etabliert – einfach zu nem Typen hingegangen, was man ja damals noch gar nicht gemacht hat. Das war im *Normal*. Die haben mir den Sonntag gegeben. »Planet Bass« habe ich das genannt. Und das ging ab wie nichts. Innerhalb kürzester Zeit war das Ding brechend voll. Wir mussten richtig die Leute von der Tür abhalten. Die haben sofort kapiert, um was es ging. Das lag einfach in der Luft. Es hat sich spontan eine eigene Feierkultur gebildet. Das Ganze war ja noch nicht ausformuliert. Aber da waren offensichtlich Leute an mehreren Enden der Welt zu ähnlichen Lösungen gekommen. Es war einfach Zeit für einen Acid-Houseclub. Und das Ganze war auch sofort ein richtiges Acid-Revival, im Sinne von

Drogen. Die ganzen *slacker* und Rumhänger waren dann halt sonntags druff.

HANS NIESWANDT Ich war Ende der Achtziger viel in New York gewesen und hatte da alle möglichen Löcher besichtigt, in denen aber extrem gute Housemusik lief. Als ich 1990 nach Köln ging, fand ich dort eine relativ maue Ausgehlandschaft vor – auch im Vergleich zu Hamburg, wo ich vorher war. Und nachdem ich diese ganze Club-im-Club-Sache – dass man nämlich irgendwo vorspricht und fragt, ob man nicht ne Veranstaltung machen kann – schon aus Hamburg kannte, habe ich angefangen, eigene Partys auf die Beine zu stellen. Zuerst in einer Eckkneipe in der Venloer Straße. Die hieß *Alte Garde*. Mit Butzenscheiben und so weiter. Danach waren wir auf einem Gelände in der Nähe vom Schlachthof. Einer der Besitzer der *Alten Garde* hat da Skulpturen aus Schrott zusammengeschweißt – und hat uns angeboten, dass wir da mal loslegen können.

Das lief dann immer mehr nach dem Prinzip: Man hat nen Raum, macht den leer, stellt ne Anlage rein, guckt, dass man ne Theke besorgt – damals war ja der Bedarf an optischen Gags noch nicht so hoch. Das Wichtigste waren ne Nebelmaschine und ein Stroboskop. Und sonst noch ein bisschen Rotlicht, Polizeilichter und so Zeugs. Aber das hat total gezogen. Gerade in Köln gibt es ne Menge Leute, die es überhaupt nicht cool finden, in eine normale Disco zu gehen. Aber so ne *Off-Location* mögen alle gerne.

Und das war dann auch wichtig, um diese ganze Techno- und Housewelt auch hier in Deutschland als ne Form von alternativer Musik zu etablieren. Es war ja damals oft die Rede davon, dass das jetzt der nächste Punk ist. Im Sinne von: »Jeder kann es machen.« Man braucht weder die *Major-Label*-Industrie dafür noch die etablierte Gastronomie.

INGA HUMPE Mir gefiel das dann besser als Punk. Ich konnte Punk irgendwann nicht mehr verstehen. Punk ist ja ne Haltung. Und die wird auch immer in mir drin bleiben. Aber

ich verstehe Leute nicht, die heute mit über 40 noch mit ihren grünen Haaren rumlaufen. Punk heißt ja nicht, dass man das zum Gefängnis seiner eigenen Entwicklung macht. Das war mir einfach zu gefühlsreduziert. Zu sehr anti. Zu sehr Schmalspur. Und diese Ravebewegung war positiv. Da war viel bessere Laune.

ACID MARIA Mein Freund, so von 17 bis 19, ist immer nach Ibiza gefahren. Während ich noch eher links war, auf Antiatomdemos gegangen bin und sowas. Und er hat halt immer gesagt, dass Ibiza super wäre. Und ich: »Ibiza? Bist du bescheuert? Das ist doch voll scheiße! Da sind doch nur Partymäuse!« Das wirklich Gegenläufige zu dem Ding meiner Elterngeneration war für mich in dem Alter: Revolution, Che Guevara und so. Dann bin ich ihm aber mehr oder weniger nach Ibiza hinterhergefahren. Und habe dafür meine Abiturfeier verpasst. Eigentlich sollte ich den Abiturvortrag halten, weil ich Schülersprecherin war.

Wobei mich Ibiza im ersten Jahr noch nicht so richtig überzeugt hat. 1990, als ich das erste Mal da war – für zwei Wochen –, war ich eigentlich durchgehend blau. Das kam alles wie durch einen Schleier zu mir. Außerdem war die Motivation, da hinzufahren, halt in erster Linie dieser Typ.

Dann ist aber meine damals beste Freundin den ganzen Sommer dageblieben. Und hat mir den ganzen Winter über erzählt, wie super das war. Und im Jahr drauf hab ich mir gedacht: »Ich fahr da jetzt einfach auch hin.« Ich habe mir im Mai ein Flugticket nach Ibiza gekauft und das Rückflugticket in Ibi rituell verbrannt. Und bin sechs Monate dageblieben und hab mich durchgeschlagen. Mit diversen Jobs. Mit allem Möglichen, was man so im Nachtleben auf Ibiza machen kann. Von Boxentänzerin über Dekorationen basteln für irgendwelche Mottopartys bis hin zu Bargeschichten, Performances ...

DIRK MANTEI Nachdem »Planet Bass« lief, bin ich auch selber immer mehr drogenmäßig abgestürzt. Einer meiner